

Neil Gregor

## Die Geschichte des Nationalsozialismus und der *Cultural-Historical Turn*

### I. Die Pluralität kulturgeschichtlicher Ansätze

Wann hat der *Cultural-Historical Turn* stattgefunden und worin bestand er? Diese Frage lässt sich nur ganz allgemein beantworten. Zum einen, da seine Archäologie erheblich tiefer reicht, als zuweilen angenommen wird, woran Ute Daniel nachdrücklich erinnert hat.<sup>1</sup> Viele der Fragen und Ansätze der letzten 30 Jahre, die wir irgendwo unter diese weitgefaste Rubrik einordnen können, waren bereits lange im Umlauf, bevor der Begriff geprägt wurde – in Kontexten und Kategorien, die sicherlich ein wenig verschieden waren, aber mit Programmatiken, die erkennbar ähnliche Anliegen aufgriffen. Zum anderen hat er sich innerhalb der Zunft keineswegs mit einer einheitlichen Geschwindigkeit eingebürgert. Verschiedene Aspekte wurden in verschiedenen Teilen der Disziplin, je nach deren spezifischen Forschungsgebieten zu verschiedenen Zeiten mit unterschiedlichen Graden von Enthusiasmus aufgegriffen – und begegneten Widerständen von unterschiedlichem Ausmaß.

Das ist wenig überraschend, denn, auch wenn man annimmt, eine bestimmte, identifizierbare Transformation in den Ansätzen der historischen Profession feststellen zu können, die unter dem Begriff des *Cultural Turn* zu subsumieren ist, muss man zugleich einräumen, dass sie vor dem Hintergrund eines radikalen Prozesses der Pluralisierung stattgefunden hat. Welche weit gefasste Einheit der *Cultural Turn* auch immer verkörpern mag, die gleichzeitige Entstehung und Entwicklung von Unterdisziplinen wie Körper-, Medizin-, Landschafts- oder Umweltgeschichte, ganz zu schweigen von konzeptionellen Erneuerungen traditioneller Felder wie der Politik-, Militär- oder Sozialgeschichte, erzeugten eine starke ausgleichende Zentrifugaldynamik. Die Rezeption und Aneignung des *Cultural Turn* fand somit inmitten einer großen Vielfalt intellektueller Kontexte und Konfigurationen statt und war daher ebenfalls variantenreich. Es ist schließlich ebenso banal wie bedeutsam festzustellen, dass die Verankerung des *Cultural-Historical Turn* in verschiedenen Traditionen der französischen Literaturtheorie ungeachtet des intellektuellen Kosmopolitismus, der der akademischen Zirkulation von Gedanken und Theorien an sich zu eigen ist, zur Folge hatte, dass auch die Übersetzungswege der Texte ins Englische oder Deutsche die Fließmuster von Ideen und Inspirationen beeinflusst haben. Was in einer Sprache kanonisch ist, kann in einer anderen ein oft immer noch recht marginales Dasein führen.

Vor allem aber ist der *Cultural Turn* in der Geschichtswissenschaft allenfalls ein sehr allgemeiner Begriff für eine Reihe von miteinander in Beziehung stehenden, aber höchst unterschiedlichen perspektivischen Positionsverschiebungen,

<sup>1</sup> Vgl. Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, 5. durchgesehene u. aktualisierte Aufl., Frankfurt a. M. 2006, S. 8.

die sich in der englischsprachigen wissenschaftlichen Welt seit den 1980er Jahren und mit einer kleineren Verzögerung auch in der deutschsprachigen etablierten, nicht jedoch ein einziger und einheitlicher Paradigmenwechsel, der in einem ganz bestimmten Theoriekorpus zu verorten wäre. Überdies unterstreicht die Tatsache, dass jeder dieser neuen Impulse von ausgiebigen theoretischen und methodologischen Kontroversen begleitet wurde und wird, dass wir es immer noch sehr viel mehr mit einem Debatten- und Praxisfeld zu tun haben als mit einem einzigen, klar definierten und von allgemeinem Konsens getragenen Ansatz.

Von diesen innovativen Herangehensweisen könnte man an erster Stelle eine neue Sensibilität für die Bedeutung der Sprache anführen, stimuliert durch die kritische Diskussion des *Linguistic Turn*, welcher die Aufmerksamkeit von Forschern aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen für die Art und Weise geschärft hat, in der Sprache nicht nur Gedanken zum Ausdruck bringt und ihre Kommunikation ermöglicht, sondern auch das Denken selbst formt. Da es kein Denken ohne Sprache gibt, eröffnete diese Richtung spannende neue Möglichkeiten, die Beziehung zwischen Sprache und Macht zu überdenken, denn es ist, so die Logik, wer erstere kontrolliert, im Besitz der letzteren. So kann etwa im Bereich der Gendergeschichte Joan Wallach Scotts Arbeit über die konstitutiven Funktionen von Sprache für soziale Kategorien, welche die Historiker bis dahin eher durch materielle Kriterien definiert hatten, als beispielhaft dafür gelten, wie diese Ansätze das historische Denken in den 1980er Jahren bereichert haben.<sup>2</sup>

Eng verbunden damit, obwohl auf anders geartete literaturwissenschaftliche Ressourcen zugreifend, ist ein gewachsenes Bewusstsein für die rhetorischen Eigenschaften der Sprache, die kulturelle und politische Arbeit, die sie zu leisten imstande ist, für die Macht der Repräsentation sowie ein erhöhtes Interesse am Problem des Narrativs, wobei es sowohl um Narrative geht, die von historischen Akteuren hervorgebracht werden als auch um die eigenen der Historiker. Das Interesse am historischen Gedächtnis, das sich in dieser Zeit entwickelte und soviel dazu beigetragen hat, die Ansätze der Kulturgeschichte in das Feld der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts stärker einzubringen, ist die offensichtlichste Erscheinungsform dessen. Da die Schriften von Hayden White, Dominic LaCapra und ihrer missionarischen Verbreiter auf dem Höhepunkt der postmodernen Stimmung der Skepsis hinsichtlich der grundsätzlichen Möglichkeit des Wissens erschienen, die die 1990er Jahre beherrscht hat, und weil sie ebenso häufig auf dem Weg einer vulgarisierten Rezeption der amerikanischen Literaturwissenschaft – mit all dem Niederbügeln von Komplexität und intellektueller Subtilität, die das unvermeidlich mit sich brachte – wie durch die Auseinandersetzung mit den Texten selbst Eingang in den professionellen Diskurs fanden, ist es vielleicht nicht überraschend, dass sie eine oft unnötig defensive Reaktion hervorriefen.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Vgl. Joan Wallach Scott, *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review* 91 (1986), S. 1053–1075.

<sup>3</sup> Keith Jenkins war mit seiner postmodernen Kritik der Geschichtsschreibung im englischsprachigen Raum der 1990er Jahre am einflussreichsten; vgl. ders., *Re-Thinking History*, London 1991; ders., *On „What is History?“*. From Carr and Elton to Rorty and White, London 1995,

Doch langfristig gesehen haben sich Arbeitsweisen, die Probleme der Rhetorik, des Narrativs und der Repräsentation in Betracht ziehen, schon seit Langem eingebürgert. Jeder, der über die Fähigkeit der Sprache schreibt, Ideologie als „gesunden Menschenverstand“ zu verkaufen, ist intellektuell von dem nachhaltigen Erbe des *Linguistic Turn* beeinflusst, ob sie oder er es nun weiß oder nicht, denn das ist ein klassisches Beispiel dessen, was seit Langem „in das Unterbewusstsein unseres kritischen Handwerks eingegangen ist“.<sup>4</sup>

Ein separater Nebenfluss der Strömungen, die den *Cultural Turn* in die Geschichtswissenschaft eingebracht haben, war zweifellos das erhöhte Interesse an den Methoden und Einsichten der Kulturanthropologie, das sich zunächst in Studien über die frühe Neuzeit niedergeschlagen und dann in den 1970er und 1980er Jahren in der Disziplin weiter verbreitet hat. Angeregt durch die Werke von Vertretern der symbolischen Anthropologie oder interpretativen Ethnologie wie Victor Turner oder Clifford Geertz, dessen „*The Interpretation of Cultures*“ (1973)<sup>5</sup> als Gründungstext dieser intellektuellen Bewegung figurierte, begannen Wissenschaftler, ihre Aufmerksamkeit zunehmend auf die symbolischen Systeme zu richten, in denen Menschen leben, auf die Verhaltenskodizes, die in rituellen Handlungen zum Ausdruck kommen, auf die komplexen Konfigurationen von Ideen, Werten und Mentalitätsstrukturen, welche aus den sozialen Praktiken herausgelesen werden können, die das Alltagsleben organisieren und ihm seine Form geben. Kultur wurde verstanden als eine symbolische Ordnung, in der Menschen leben – als „Netze von Bedeutungen“, in die der Mensch eingebunden ist und „die er selbst geknüpft hat“ –, während die Bandbreite gesellschaftlicher Handlungen von Protest und Rebellion bis hin zur Inthronisation von Königen, Begräbnissen oder öffentlichen Hinrichtungen als Prismen behandelt werden, durch die die Konturen dieses umfassenderen Systems von Bedeutungen abgelesen werden können.

Schließlich klingt in diesen Ansätzen, obwohl ihnen nicht zugehörig, sie indes auf spielerische, verstörende, provokative Weise belebend und zugleich durchkreuzend, die Rezeption der Werke von Michel Foucault hindurch, ohne dessen Herausforderungen der *Cultural-Historical Turn* schwer vorstellbar gewesen wäre. Mit seinem Interesse an den regulierenden Kapazitäten von Sprache, den disziplinierenden Tendenzen von Institutionen und Alltagspraktiken, der Dispersion der Macht in nahezu jedem Winkel des Lebens und ihrer gleichzeitigen Fähigkeit, ihre Präsenz vor jenen, die in ihrem Bereich leben, zu verbergen, versuchte Foucault auf seine eigene Weise einige eben der Fragen zu beantworten, die Literaturwissenschaftler und Anthropologen den Historikern mit Nachdruck auf den Schreibtisch gelegt hatten. Indem er die Untersuchung der Macht von Verfassungen,

---

und ders., *Why History? Ethics and Postmodernity*, London 1999. Eine unnötig defensive Antwort, das deutet sich bereits im Titel an, liefert Richard J. Evans, In *Defence of History*, London 1997. Eine tiefgründige Antwort zu jener Zeit geben Joyce Appleby/Lynn Hunt/Margaret Jacob, *Telling the Truth about History*, New York 1994.

<sup>4</sup> Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*, London 1994, S. 259.

<sup>5</sup> Vgl. Clifford Geertz, *Thick Description. Towards an Interpretative Theory of Culture*, in: Ders., *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 3–30, hier S. 5.

Regierungsstrukturen und formalisierter Handlungsmacht weg- und zur Omnipräsenz von Regeln, Codes und Normen, die von Individuen ohne offensichtliche Präsenz eines Zwangsapparats internalisiert und praktiziert werden, hinbewegt hat, hat Foucault Formen der Gouvernementalität aufs Tapet gebracht, die die üblichen Systematiken – Demokratie, Monarchie, Diktatur et cetera – durchkreuzen, mit denen Historiker politische Autorität kategorisiert haben. Indem er Historiker zwang, sich weiter mit Geschichten zu befassen, die nicht innerhalb konventioneller historischer Periodisierungen oder Zäsuren verortet sind, sondern stattdessen in sie eingewebt, außerhalb von ihnen liegen, sie überschreiten oder durchkreuzen und damit einen Grad von Ubiquität angenommen haben, der sie für die Forschung auch oft unsichtbar gemacht hatte, gab das Werk von Foucault auch einen entscheidenden Impuls für ihre Hinwendung zur Kultur.

Neben diesen Schlüsselimpulsen muss jedoch noch eine weitere Verschiebung im intellektuellen Stimmungsbild genannt werden, die die Hinwendung zur Kulturgeschichte insbesondere im Bereich der modernen Geschichte besonders geprägt hat, nämlich die Krise des Marxismus. Zwei Jahrzehnte sozialhistorischer Forschungen zur Politik der Arbeiterklasse hatten nicht nur die aus marxistischer Sicht niederschmetternde Einsicht hervorgebracht, dass die meisten Formen von organisiertem Arbeiteraktivismus und -protest historisch mit Niederlagen geendet hatten, sondern auch die Anerkennung der Tatsache, dass die historischen Subjekte des revolutionären Umbruchs meistens nicht so gehandelt hatten, wie die Theorie es für sie eigentlich vorgesehen hatte.<sup>6</sup> Die Niederlage der Arbeitermilitanz in den 1970er Jahren, das Aufkommen der neoliberalen marktwirtschaftlichen Ökonomie in den 1980er Jahren und die offensichtliche Zustimmung vieler Arbeiterinnen und Arbeiter zu dem Konsumangebot, das diese Politik begleitete, bildete den zeitgenössischen Kontext und Resonanzraum für diese historischen Einsichten. Die Suche nach neuen Erklärungen für die politische Passivität historischer Akteure in Zeiten, in denen ihre Interessen, jedenfalls in den Augen der Historiker, ein anderes Verhalten verlangt hätten, bestärkten in den 1980er und 1990er Jahren eine handfeste Bewegung weg vom Nachdenken über organisierte Interessen und Handlungsmacht in der eigenen Geschichte hin zu Diskursen, Ideologien, Mentalitäten und Subjektivitäten.<sup>7</sup> Der autonome historische Akteur wurde nun zur imaginierten Erfindung erklärt, erste Priorität als neue Untersuchungsobjekte erhielten jetzt der kolonisierte Geist und Körper. Kulturgeschichte war sowohl die Methode als auch das Versprechen einer Antwort.

<sup>6</sup> Es ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich, beispielsweise die Argumentation von Timothy W. Mason, Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1977, mit der von Alf Lütke, „Ehre der Arbeit“. Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 343–392, zu vergleichen.

<sup>7</sup> Vgl. Gareth Stedman Jones, Languages of Class. Studies in English Working Class History 1832–1982, Cambridge 1983; Patrick Joyce, Democratic Subjects. The Self and the Social in Nineteenth-century England, Cambridge 1994, oder die Essays von Ross McKibbin, The Ideologies of Class. Social Relations in Britain, 1880–1950, Oxford 1994.

## II. Kulturgeschichten und das tradierte Bild der Diktatur

Lange Zeit wurden solche Impulse indes von NS-Forschern bedeutend langsamer aufgenommen, als es in vielen anderen Feldern der Fall war. Das spiegelt vielleicht zum Teil eine allgemeine Tendenz eines methodischen Konservatismus in diesem Feld wider, aber es war auch ein Ausdruck nachvollziehbarer, ethischer und politischer Bedenken, die eine Art Barriere gegen die unmittelbare Übernahme kulturhistorischer Ansätze für dieses spezifische historische Themengebiet bildeten. Zum einen schien die Akzentuierung des kolonisierten Körpers, die diese auf die eine oder andere Weise prägt, in einem Spannungsverhältnis mit dem ethischen Imperativ zu stehen, die politischen Entscheidungen moralisch verantwortlicher – als Individuen handelnder – politischer Akteure zu erforschen, die im Zentrum jeglicher liberaler – im weitesten Sinne des Worts – Historiografie des Phänomens der Diktatur steht. Anders gesagt: Manche Forscher zögerten vielleicht, einen Satz von Methoden uneingeschränkt zu übernehmen, die zuweilen Akteure implizit von der Verantwortung für ihr eigenes Verhalten freizusprechen schienen. Vieles von dem anfänglichen Widerstand gegen die Herausforderungen und Möglichkeiten des *Cultural Turn* rührte bestimmt auch von seinen Assoziationen mit der Untersuchung von Narrativ und Rhetorizität her. Die Idee, dass Repräsentationen keine autoritativen Feststellungen von „Fakten“ verkörpern, sondern nur konkurrierende Wahrheitsansprüche, welche von Richtungen der Literaturtheorie ausging, die in den 1980er und 1990er Jahren stark an Einfluss gewannen, schien nicht nur die Autorität der historischen Disziplin selbst zu unterminieren, sondern in diesem spezifischen Kontext auch eine Tür für die perfiden Behauptungen der Holocaust-Leugner unnötig weit zu öffnen.

Ebenso wichtig jedoch – und das gilt wohl bis dato – war die zentrale Herausforderung, die verschiedene Stränge der Kulturtheorie für tiefsitzende überkommene Denkweisen über Diktaturen bildeten. Axiomatisch für nahezu alle ihre einflussreichen Theoretiker aus den verschiedensten Traditionen ist die Betonung der Offenheit und Diversität kultureller Systeme und der Räume, die sie für Vielfalt, Dissens, Streit und plurale Denk- und Verhaltensformen offen lassen. So hat Terry Eagleton in seiner einflussreichen marxistischen Beschreibung der Funktionsweise von Kultur argumentiert, dass „wie der unebene Boden der Sprache selbst, Kulturen ‚funktionieren‘, weil sie porös, unscharf umrissen, unbestimmt, intrinsisch inkonsistent, niemals völlig identisch mit sich selbst sind und ihre Grenze beständig in Horizonte umformen“.<sup>8</sup> Ähnliches kann man in einem der Grundlagentexte der postkolonialen Theorie Edward Saids „Kultur und Imperialismus“ lesen, wo es heißt, dass „alle Kulturen [...], zum Teil aufgrund des Imperialismus, ineinander verstrickt [sind]; keine ist vereinzelt und rein, alle sind hybrid, heterogen, hochdifferenziert und nicht monolithisch“.<sup>9</sup> Sogar in den Schriften von Geertz, dessen semiotischer Ansatz zumeist mit Vorstellungen von „Kultur“ als einem geschlossenen System assoziiert wird, begegnet man dem Be-

<sup>8</sup> Terry Eagleton, *The Idea of Culture*, Malden/Oxford 2000, S. 96.

<sup>9</sup> Edward W. Said, *Culture and Imperialism*, London 1994, S. xxix.

harren darauf, dass „Kohärenz nicht der Haupttest für die Validität einer kulturellen Beschreibung sein kann [...]. Nichts hat, denke ich, mehr dazu beigetragen die Kulturanalyse zu diskreditieren als die Konstruktion von makellosen Beschreibungen von Ordnungen, an deren tatsächliche Existenz niemand wirklich glauben kann“.<sup>10</sup>

Solche Positionen stellen fundamentale Herausforderungen für überkommene Denkweisen über Diktaturen dar; die ihre Ursprünge in der Totalitarismustheorie haben und die – wohl immer noch – von der Annahme ausgehen, dass solche Regime vor allem von einer inhärenten homogenisierenden Dynamik beherrscht waren, die das Niederbügeln oder geradezu Niederwalzen von überkommener Formen von Vielfalt und Unterschiedlichkeit bewirkte. Die offenkundigste Manifestation solchen Denkens und seiner Beständigkeit bildet vielleicht das Bestehen auf der simplen Bezeichnung dessen, was in anderen politischen Kontexten als visuelle, materielle oder akustische Kultur beschrieben würde, als „Propaganda“. Dieser Begriff ist so sehr mit Annahmen über die zentralisierte Autorenschaft von Texten, die Kontrolle ihres Inhalts, ihre Möglichkeit, unangefochtene (und unanfechtbare) Bedeutungen zu transportieren und damit über die Wirkung auf den Leser, der sich ihrer Autorität unterwirft und ihre Botschaft unter den Bedingungen der Diktatur verinnerlicht, aufgeladen, dass er immer noch eine der größten Barrieren für das Nachdenken darüber bildet, in welcher Weise Texte, die eine Vielfalt von Ideen, Überzeugungen und Werten enthalten, in der Zeit des Dritten Reichs verfasst und verbreitet wurden. In ähnlicher Weise bewirken, obwohl die Forschung die diskursive Offenheit der nationalsozialistischen Ideologie erwiesen und zum Ausgangspunkt der Untersuchung einer „begrenzten Pluralität“ des Dritten Reichs genommen hat, hartnäckig verwurzelte mentale und linguistische Konventionen, dass der Begriff „nationalsozialistische Ideologie“ in der Forschungsliteratur immer noch viel zu oft in einer Weise gebraucht wird, die einen einzigen, homogenen und einheitlichen Bestand von Überzeugungen evoziert statt eines offenen Sets von Mentalitäten, Dispositionen und Bekenntnissen, die sich auf eine bemerkenswert große Vielfalt von nationalistischen, rassistischen, kolonialistischen und anderen Traditionen des Denkens und Handelns beziehen.<sup>11</sup> Hinter all solchen Gewohnheiten lugt die immer noch vorhandene Überzeugung hervor, dass Diktatur immer das große „Andere“ der Demokratie ist und als solche analysiert werden muss, eine Annahme, die auszutreiben die Kulturgeschichte zu ihrer zentralen Aufgabe machen sollte.

<sup>10</sup> Geertz, Thick Description, in: Ders., Interpretation of Cultures, S. 17f.

<sup>11</sup> Vgl. Martina Steber, Regions and National Socialist Ideology. Reflections on Contained Plurality, in: Claus-Christian W. Szejnmann/Maiken Umbach (Hrsg.), Heimat, Region, and Empire. Spatial Identities under National Socialism, Basingstoke/New York 2012, S. 25–42; Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 5–40, und ders., Pluralities of National Socialist Ideology. New Perspectives on the Production and Diffusion of National Socialist „Weltanschauung“, in: Martina Steber/Bernhard Gotto (Hrsg.), Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives, Oxford 2014, S. 73–86.

Jedoch kann ungeachtet dieser Faktoren nicht bestritten werden, dass der *Cultural Turn* auch auf die Erforschung des Dritten Reichs einen tiefgreifenden Einfluss hatte, sowohl indem er neue Untersuchungsfelder eröffnete als auch indem er neue mögliche Antworten auf wesentliche alte Fragen angeboten hat. Die höchst expansiven, anthropologischen Definitionen von Kultur, mit denen fast alle Wissenschaftler jetzt operieren, sind so vielfältig, dass es unmöglich ist, hier auf mehr als einige wenige Fallbeispiele kurz hinzuweisen. Da kulturgeschichtliche Studien sich so häufig mit der Untersuchung der Bedeutungen befassen, die Individuen und Gemeinschaften Ereignissen, Handlungen und Prozessen zuschreiben – in anderen Worten: mit Formen der Sinnstiftung – ist es vielleicht wenig überraschend, dass eines der Schlüsselgebiete jüngster fruchtbarer Forschungen die Untersuchung der Sinne ist. Was, zum Beispiel, bedeutete es, 1932 eine Formation von SA-Männern rhythmisch, laut und aggressiv durch die Straßen marschieren zu hören? Das Schrittergeräusch genagelter Stiefel auf Kopfsteinpflaster, das Schmettern der militärischen Marschmusik oder das Echo der skandierten antisemitischen Slogans, das durch die Wohnungen hallte, bewirkten, dass das Herannahen der Naziaktivisten oft zunächst akustisch und dann erst optisch registriert wurde.<sup>12</sup> Bei manchen riefen die von einem solchen politischen Schauspiel erzeugten sensorischen Eindrücke Begeisterung, Enthusiasmus oder die Hoffnung hervor, dass die Straßen endlich von den Kommunisten zurückerobert wurden, um einer soliden nationalistischen Politik den Einzug zu eröffnen. Bei anderen erzeugten der Anblick und die Geräuschkulisse der militanten Nationalsozialisten angstvolle Beklemmungen. Die Geschichte der Sinne zielt, mit anderen Worten, auf Kernfragen, die die Dynamik von Konsens und Zwang bei der Entfaltung der „nationalen Erhebung“ betreffen.

Dass solche Geschichten der Sinne nicht nur interessante, aber letztlich obskure und entlegene Gegenstände – kuriose Nebenaspekte der Dinge, die wirklich zählen – sind, sondern tatsächlich Möglichkeiten eröffnen, alte Fragen neu zu untersuchen und herrschende Orthodoxien herauszufordern, zeigt zum Beispiel die Studie von Paul Moore über die Ausbreitung des Nazi-Terrors in Arbeiterbezirken 1933.<sup>13</sup> Moore beschreibt eindringlich, wie die akustischen Effekte, die durch die Architektur der Arbeiterhäuser erzeugt wurden, dazu beitrugen, die Reichweite nationalsozialistischer Gewalttaten zu verstärken, weil die Schreie von SPD- und KPD-Aktivisten, die in improvisierten Haftstätten in Mietshauskellern geschlagen wurden, in den Innenhöfen der dicht belegten Wohnblocks widerhallten. Man braucht wenig Fantasie, um sich die Auswirkungen solch schrecklicher Geräusche auf die Hörer vorzustellen. Daraus ergibt sich ein Ausgangspunkt für die Frage, ob die Betonung der geringen Zahl sozialistischer oder kommunistischer Akti-

<sup>12</sup> Vgl. Carolyn Birdsall, *Nazi Soundscapes. Sound, Technology and Urban Space in Germany, 1933–1945*, Amsterdam 2012.

<sup>13</sup> Vgl. Paul Moore, „Noch nicht mal zu Bismarcks Zeiten“. Deutsche Populärmeinung und der Terror gegen die Linke, in Nikolaus Wachsmann/Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Die Linke im Visier. Zur Errichtung der Konzentrationslager 1933*, Göttingen 2014, S. 168–190, hier S. 171 f. Vgl. auch Moores demnächst erscheinende Studie *The View from Outside. The Nazi Concentration Camps and the German Public, 1933–1945*, Oxford 2018 (im Druck).

visten, die 1933 tatsächlich verhaftet oder interniert wurden, die Bedeutung von Einschüchterung und Gewaltausübung durch die Nationalsozialisten für deren Machtkonsolidierung nicht erheblich unter-, und dementsprechend den Grad des Enthusiasmus, der die „nationale Erhebung“ begleitete, überschätzt.<sup>14</sup>

Während ein solcher Ansatz hilfreich ist, weil er die Neubehandlung älterer Fragen ermöglicht, sind andere entscheidend für die Eröffnung neuer Perspektiven auf den Ort des Dritten Reichs im größeren Rahmen der deutschen (und europäischen) Geschichte im 20. Jahrhundert. Historische Untersuchungen von Anzeigenwerbung haben sich zum Beispiel der Methoden der *Visual Cultural Studies* bedient, um zu zeigen, wie bestehende kommerzielle und Konsumpraktiken an die Bedürfnisse des neuen politischen Systems angepasst wurden und sind dabei zu interessanten neuen Einsichten gekommen. Entgegen dem, was man über die weiterverbreitete Kolonisierung des Anzeigenwesens durch ein spezifisch nationalsozialistisches visuelles Repertoire annehmen möchte, versuchte das Regime – wie Pamela Swett in einer vorzüglichen jüngeren Studie gezeigt hat – nachdrücklich, die kommerzielle Verwendung von nationalsozialistischen Symbole in Anzeigenmaterial zu unterbinden.<sup>15</sup> Infolge dessen änderte sich, anders als man es sich vielleicht vorstellt, wenig, und genau hierin zeigt sich die größere Geschichte. In ähnlicher Weise haben Untersuchungen des Tourismus im Dritten Reich unterstrichen, dass wir es dabei zum größten Teil nicht mit neuen nationalsozialistischen Praktiken zu tun haben, sondern mit einer nationalsozialistischen Variante bereits existierender Erscheinungen, die zur gleichen Zeit auch in der sonstigen westlichen Welt auftauchten.<sup>16</sup>

Mit der Schärfung der Aufmerksamkeit für das, was sich für jene, die in der imaginierten „Volksgemeinschaft“ lebten, nichts oder nur wenig geändert hat, bieten solche Forschungen einen Ausgangspunkt für die Untersuchung der Frage, warum sich das NS-Regime so leicht in der deutschen Gesellschaft etablieren konnte. Viele der verbalen und visuellen Sprachen und viele der alltäglichen Praktiken, die im Dritten Reich in Gebrauch waren, funktionierten so effektiv, nicht weil sie neu waren, sondern gerade weil sie so vertraut waren. In der Tat traf das, wie Jane Caplan in ihrer Analyse der Ursprünge der frühen Konzentrationslager gezeigt hat, sogar auf die vermutlich „nationalsozialistischste“ Institution zu.<sup>17</sup> Selbst der berühmte Spruch „Arbeit macht frei“, der das Tor von Europas paradigmatisch heterotopem Raum – Auschwitz – zierte und eine spezielle nationalsozialistische Form der Verhöhnung der Opfer darstellte, bezog seine rhetorische Kraft aus seinen tiefen diskursiven Assoziationen mit den Sprachen der Disziplin,

<sup>14</sup> Vgl. Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, München 2002.

<sup>15</sup> Vgl. Pamela E. Swett, *Selling under the Swastika. Advertising and Commercial Culture in Nazi Germany*, Stanford 2014.

<sup>16</sup> Vgl. Shelley Baranowski, *Strength Through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge 2004.

<sup>17</sup> Vgl. Jane Caplan, *Political Detention and the Origins of the Concentration Camps in Nazi Germany, 1933–1935/6*, in: Neil Gregor (Hrsg.), *Nazism, War and Genocide. Essays in Honour of Jeremy Noakes*, Exeter 2008, S. 22–41.



Ordnung, Bestrafung und Besserung, die ihre Ursprünge in der europäischen Tradition der Arbeitshäuser des 19. Jahrhunderts hatten.

Wenig überraschend ist es daher, dass die Verständnisschübe, die der *Cultural-Historical Turn* ermöglicht hat, genau in einer Zeit kommen, in der die Forschung sich von der Betonung der Singularität des Nationalsozialismus wegbewegt hat und jetzt eher dazu neigt, ihn als eine Variante der europäischen Moderne zu betrachten. Anders als die revisionistischen Ideen der konservativen Protagonisten des „Historikerstreits“ in den 1980er Jahren jedoch, war diese Änderung nicht durch den Wunsch nach einer Normalisierung in einem moralisch relativierenden Sinne motiviert; vielmehr hat die stärkere Betonung von Ähnlichkeiten mit anderen europäischen Geschichten die Arbeit der Verortung NS-Deutschlands im weiteren Kontext von Kolonialismus, Genozid und Strafpraxis ermöglicht. Die Kulturgeschichte war, in anderen Worten, ein zentrales Werkzeug für die erfolgreiche Historisierung des Nationalsozialismus, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat. Indem sie die Aufmerksamkeit für jene Elemente seiner Geschichte geschärft hat, die in der umfassenderen europäischen Geschichte verankert sind, und die Betonung fundamentaler Unterschiede zu anderen europäischen Staaten und Gesellschaften jener Zeit reduziert hat, war sie zugleich ein zentraler Agent der „Provinzialisierung“ der europäischen Geschichte des späten 19. und 20. Jahrhunderts.<sup>18</sup>

### III. Kulturgeschichten, „Volksgemeinschaft“ und die Erforschung der Distinktion

Was die aktuelle Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus betrifft, ist jetzt vielleicht der Moment gekommen, über die Art und Weise nachzudenken, in der die „Volksgemeinschafts“-Debatte der letzten zehn Jahre ebenfalls durch die Impulse der Kulturgeschichte geprägt ist und die positiven wie die negativen Implikationen zu erwägen. Was hat dieser *Turn* uns zu sehen ermöglicht, was hat er – vielleicht – eher verschleiert? Viele verschiedene Meinungs- und Argumentationsstränge wurden durch das alles überwölbende Epitheton der „Volksgemeinschafts“-Debatte hindurchgeleitet, und man sollte entsprechend vorsichtig mit kühnen Generalisierungen ihrer Ergebnisse sein.<sup>19</sup> Zunächst ist es wichtig festzustellen, dass die überzeugendsten Vertreter dieses Interpretationsansatzes darauf bestanden haben, dass die Beschwörung der „Volksgemeinschaft“ durch das Regime weit mehr ein Akt einer zeitweiligen (tatsächlich recht flüchtigen) Mentalitätsveränderung als einer des *Social Engineering* in einem materiellen Sinne war; die „Volksgemeinschaft“ war etwas, das vorübergehend und situationsbedingt imaginiert wurde, aber nichts das permanent und „real“ institutionalisiert worden wäre.

<sup>18</sup> Vgl. Dipesh Chakrabarty, *Provinzialisierung Europas. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.

<sup>19</sup> Vgl. Martina Steber/Bernhard Gotto, *Volksgemeinschaft. Writing the Social History of the Nazi Regime*, in: Dies. (Hrsg.), *Visions of Community*, S. 1–25.

Ungeachtet dessen führte die allgemeine Tendenz in der Literatur über den Nationalsozialismus in den letzten beiden Jahrzehnten weg von der Betonung der Risse und Spaltungen, die die Politik und Gesellschaft der Weimarer und der NS-Zeit beherrschten – Konflikt, Widerstand, Resistenz, die Aufrechterhaltung alternativer politischer Identitäten und Traditionen, die in klar definierten und etablierten ökonomischen Formationen und Positionen verankert waren – hin zur Betonung der tendenziellen Auflösung sozialer und politischer Unterschiede, der Erzeugung von politischem und ideologischem Konsens, der Einebnung älterer oder alternativer ideologischer Bindungen, und dadurch der erfolgreichen Integration der meisten Mitglieder der deutschen nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft in eine politische Gemeinschaft. In Bezug speziell auf NS-Deutschland hat dieser Schritt die Lösung der zentralen Aufgabe, der Erklärung der weit verbreiteten Beteiligung an genozidalen Akten, erheblich erleichtert, und diese Veränderung kann teilweise durch den Blick auf die Entwicklung der Argumentationslogik in diesem spezifischen Wissensfeld erklärt werden. Aber sie ist schwer vorstellbar ohne die breitere Akzentverlagerung in der Ausrichtung der Disziplin in den 1980er und 1990er Jahren weg von ökonomischen und sozialen Interessen, den institutionalisierten Artikulationen solcher Interessen durch Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände, und den materiell verankerten Antagonismen der hochindustriellen Klassengesellschaft – Detlev Peukerts „klassische Moderne“ – im Allgemeineren, hin zum Nachdenken über Mentalitäten, Ideologien und Dispositionen, deren Eigenschaft es ist, die Linien dieser herkömmlich verstandenen sozialen Spaltungen zu durchkreuzen, welche die Geschichtsschreibung über die moderne Geschichte generell verändert hat.<sup>20</sup>

Die integrativen Effekte von Nationalismus, Imperialismus und Rassismus können kaum bestritten werden, ebensowenig wie der wichtige Beitrag, den die Kulturgeschichte zu ihrem Verständnis geleistet hat. Ihre Präsenz in den Verhaltensmustern, die das Regime den normalen Deutschen anbot, insbesondere im Krieg, und die Bereitschaft so vieler Deutscher, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, diesen Mustern zu folgen, gehören zu den Schlüsselerkenntnissen der letzten beiden Jahrzehnte.<sup>21</sup> Zugleich ist jetzt, wo die „Volksgemeinschafts“-Debatte an ihr Ende gekommen ist, vielleicht der geeignete Zeitpunkt, darüber nachzudenken, was möglicherweise verloren zu gehen droht. Die Tatsache, dass der *Cultural-Historical Turn* vor dem Hintergrund eines beschleunigten Übergangs der westlichen Volkswirtschaften von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft stattgefunden hat, erfordert, dass wir zumindest die Überlegung anstellen, ob wir dabei sind, unsere instinktive Sensibilität dafür zu verlieren, wie materiell verankerte Ungleichheiten in hohem Maße mit-konstitutiv für die Erfahrung des 20. Jahrhunderts und damit auch für das NS-Regime waren.

Sicherlich ist die Sprache der Klasse, ebenso wie alles andere, das mit den Methoden, die der *Cultural Turn* aufgebracht hat, hinterfragt wurde, ebenso sehr

<sup>20</sup> Vgl. Detlev J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987.

<sup>21</sup> Vgl. Nicholas Stargardt, *Der Deutsche Krieg 1939–1945*, Frankfurt a. M. 2015.

ein Element der politischen und ideologischen Rhetorik der Moderne wie es eine Beschreibung von etwas stabilem, objektivem und soziologisch „Wirklichem“ ist.<sup>22</sup> Wenn uns indes die Erfahrung der Wirtschaftskrise von 2008 an eines erinnert hat, dann daran, dass brutale materielle Ungleichheiten weiterhin unsere soziale Erfahrung strukturieren, dass es in der Politik auch um die Verteilung von Ressourcen geht, und dass solche Ungleichheit tiefgreifende politische Effekte erzeugt. Die Beobachtung solcher Phänomene in der Gegenwart sollte gewiss auch unsere Aufmerksamkeit für ihre Präsenz in der jüngeren Vergangenheit schärfen. So zu argumentieren ist keineswegs ein Aufruf, zu den Methoden der Sozial- und Politikgeschichte der 1970er Jahre zurückzukehren – weit gefehlt. Die Analyse der Sprache der Klasse wurde ja gerade durch die Absetzbewegung von diesen Methoden unter der Ägide des *Cultural Turn* ermöglicht. Die Existenz sozialer Unterschiede muss mit sehr viel mehr Aufmerksamkeit für Probleme der Perception und Performanz untersucht werden und nicht einfach in Form der Wiederaufnahme der Beschäftigung mit Lohnstatistiken. Das nämlich ist genau der Punkt: Kulturalistische Untersuchungen des Nationalsozialismus müssen sich nun stärker der Erforschung von Fragen sozialer Distinktion in der Mehrheitsgesellschaft widmen, indem sie ihr Augenmerk darauf richten, wie Unterschiede zwischen und quer zu anderen Trennlinien als der von „Volksgenosse/Gemeinschaftsfremder“, die das wissenschaftliche Interesse bis vor Kurzem dominierte, erzeugt, aufrechterhalten, vorgeführt und wahrgenommen wurden.

Wie das bereits erwähnte Werk über den Massentourismus in der NS-Zeit verdeutlicht, haben „Kraft durch Freude“-Reisen (KdF) in den 1930er Jahren nicht nur Loyalität zum Nationalsozialismus oder ein Bewusstsein für die Vielfalt der deutschen Landschaften als eines gemeinsamen nationalen Erbes erzeugt, sondern auch soziale Spannungen zum Vorschein gebracht, wenn etwa wohlhabendere Stammgäste beliebter Urlaubsorte ihren Unmut über die Ankunft ärmerer Besucher zum Ausdruck brachten.<sup>23</sup> Wie jedoch erkannten sie die Verschiedenheit dieser schlechter gestellten Reisenden? Eine naheliegende Antwort wäre der Hinweis auf das KdF-Logo auf dem Bus, mit dem sie angereist waren. Aber eine andere bestünde darin, zu erkennen, wie etwa Kleidung, Manieren und Körperhaltung – die durchweg nicht nur sozialen Status vermittelten, sondern auch kulturelles Selbstvertrauen und Bewandertsein mit den Räumen und Konventionen bürgerlicher Erholungspraktiken – für die kulturell trainierten Augen der Zeitgenossen unmittelbar dekodierbar waren.

Mode-Historiker haben ja gezeigt, wie in den 1930er Jahren die traditionelle Kleidung der ländlichen Bevölkerung ihren Eingang in den urbanen Bekleidungskodex gefunden und damit angeblich die Welten der beiden Gruppen mittels der Zelebration der Vielfalt nationaler Trachten miteinander vernäht hat. Mit Untersuchungen darüber, wie der schlanke Idealtyp des weiblichen Körpers in den 1920er Jahren von der deutschen Modeindustrie in den volleren, mütterlichen Körper der 1930er Jahre transformiert wurde, haben sie ebenso beschrieben,

<sup>22</sup> Vgl. Class in German History, in: German History 30 (2012), S. 429–451.

<sup>23</sup> Vgl. Baranowski, Strength Through Joy, S. 165–175.

wie Designer und Hersteller ihre Produkte an die eugenischen Vorstellungen des Regimes angepasst haben.<sup>24</sup> Indes haben sie auch dargestellt, wie die althergebrachten Kleidungsstraditionen – etwa das mehrfache tägliche Umkleiden – über die NS-Zeit hinweg bis in die Nachkriegszeit überlebten, wie die „High Society“ weiterhin ihre Präsenz durch die Kultivierung von Kleidungsnormen zur Schau trug, die offen ihren elitären Habitus vermittelten, und wie, ganz generell, „Bürgerlichkeit“ in Bekleidungskonventionen reproduziert wurde, die wenig, wenn überhaupt etwas mit der Rassenpolitik des Regimes zu tun hatten. Die Langlebigkeit solcher Gewohnheiten bis in die 1950er Jahre und darüber hinaus verweist auf zugrundeliegende Regime der sozialen Distinktion, die zu analysieren uns die historische Anthropologie befähigt und deren Präsenz in die eher als „Mainstream“ eingestuften Darstellungen dessen, was der Nationalsozialismus war und bedeutete, integriert werden müssen.

Dass solche Bemerkungen erforderlich scheinen, verweist darüberhinaus auf die weiter bestehende Notwendigkeit, Überzeugungsarbeit dafür zu leisten, dass kulturgeschichtliche Ansätze für die Aufgabe der Erklärung der destruktiven Dynamik des Nationalsozialismus nicht nebensächlich, sondern von zentraler Bedeutung sind. Tatsächlich ermöglicht die Konzentration auf scheinbar so obskure Themen wie Kleidung, insbesondere in formellen Umgebungen wie dem Theater, einen ausgeprägteren Fokus auf die performativen Dimensionen von Kultur, und damit die erfolgreiche analytische Integration der wechselseitig konstitutiven Präsenzen eines herrschenden diskursiven Kontexts, der Befolgung sozialer Konventionen und Praktiken, des situationsspezifischen Drucks und der Wirksamkeit individueller Akteure. Solche analytischen Ansätze sind ebenso relevant für das Studium solcher Ereignisse, wie sie Christopher R. Browning so denkwürdig in seinem Buch „Ganz normale Männer“ beschrieben hat, wie sie es für die Untersuchung dessen sind, was Mittelschichtangehörige tun, wenn sie ins Ballett gehen.<sup>25</sup>

Die Praxis der Geschichtswissenschaft ist letztendlich die Kritik der Funktionsweise der Macht, und die zentrale Aufmerksamkeit der Kulturgeschichte für das Problem der Gouvernamentalität ist eine direkte Reflexion dessen. Wie Eagleton im Jahr 2000 argumentiert hat: „Da wahre Autorität die Internalisierung des Gesetzes beinhaltet, strebt die Macht danach, sich in die menschliche Subjektivität, in all ihrer scheinbaren Freiheit und Privatheit, einzuprägen.“<sup>26</sup> Eagleton hat indes eingeräumt, wenn Kultur „eine Angelegenheit der Befolgung von Regeln [...]“ sei, umfasse das „auch eine Wechselwirkung des Regulierten und des Unregulierten“. In anderen Worten, „Regeln sind ebenso wie Kulturen weder willkürlich noch strikt determiniert, was gleichbedeutend mit der Aussage ist, dass beide die

<sup>24</sup> Vgl. Isabella Belting, „Gretchen mag’s mondän“. Damenmode der 1930er-Jahre, München 2015.

<sup>25</sup> Vgl. Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek b. Hamburg 1999. Ein aktuelles Beispiel der Bemühungen den „Cultural-Historical Turn“ auf die Holocaust-Forschung anzuwenden liefert Maiken Umbach, Selfhood, Ideology and Place in German Photo Albums, 1939–1945, in: Central European History 48 (2015), S. 335–365.

<sup>26</sup> Eagleton, Idea of Culture, S. 50.

Idee der Freiheit anerkennen“.<sup>27</sup> Noch einmal anders ausgedrückt: Unsere Post-Foucaultschen Sensibilitäten stimmen sich erneut auf die vielfältigen Formen ein, in denen die Untersuchung der Kultur nicht notwendigerweise das Vorhandensein individueller Handlungsmacht verneint, wie beherrschend der umgebende Diskurs und wie porös die Grenze des „Außen“ und „Innen“ des menschlichen Körpers auch sein mögen. Im Falle der Erforschung des Nationalsozialismus, muss die Bedeutung von Eagletons beständiger Betonung des Moments der individuellen Entscheidungsfreiheit, für das Kulturen den Rahmenkontext, aber nicht die letzte Ursache bilden, kaum besonders hervorgehoben werden. Die Kulturgeschichte hilft nicht nur zu verstehen, warum, mit welcher Absicht und welcher Wirkung sich Menschen zu verschiedenen Tageszeiten für unterschiedliche Kleidung entschieden haben, sondern auch, warum Menschen ein Regime des gewalttätigen Hasses begrüßt, seine Partizipationsangebote angenommen und in so bedrückend großer Zahl seine mörderischen Skripten umgesetzt haben.

*Aus dem Englischen übersetzt von Jürgen Zarusky.*

---

<sup>27</sup> Ebenda, S. 4.

# NEUE ASPEKTE ZUM VERHÄLTNIS DEUTSCHLAND - ITALIEN IM FASCHISMUS



Andrea Albrecht, Lutz Danneberg,  
Simone De Angelis (Hrsg.)

## **DIE AKADEMISCHE „ACHSE BERLIN-ROM“?**

Der wissenschaftlich-kulturelle Austausch zwischen  
Italien und Deutschland 1920 bis 1945

2017. VI, 445 S., 3 Abb.

**HC** € 119,95 [D]

ISBN 978-3-11-046641-6

**eBook** € 119,95 [D]

PDF ISBN 978-3-11-046871-7

ePUB ISBN 978-3-11-046645-4

**Print + eBook** € 179,95 [D]

ISBN 978-3-11-046872-4

Die „Achse Berlin-Rom“ war mehr als ein politisch-militärisches Projekt, sie erstreckte sich auf alle Bereiche der Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst machten keine Ausnahme. Auch hier entstanden intensive Beziehungen, deren Wurzeln bis in die 1920er Jahre zurückreichten. Zahlreiche Intellektuelle beteiligten sich an dieser akademischen „Achse“ zwischen Italien und Deutschland – unter ihnen auch viele deutsche Juden, die in Italien eine „Zuflucht auf Widerruf“ (Klaus Voigt) gefunden hatten, ehe sie nach der Einführung der Rassengesetze auch dort unter Druck gerieten. Namhafte Experten aus fünf Ländern analysieren die Vielfalt dieser lange ignorierten Netzwerke, die freilich nicht nur von Kooperation und Transfer geprägt waren. Genauso oft standen sie im Zeichen von Abgrenzung und latenter Konkurrenz, die auch das „Achsen“-Bündnis insgesamt bestimmten. Die Botschaft dieses innovativen Ansatzes ist klar: Für eine interdisziplinär informierte Geschichtswissenschaft gibt es noch viel zu tun.

**Andrea Albrecht**, Neuere deutsche Literatur, Universität Stuttgart; **Lutz Danneberg**, Institut für deutsche Literatur, HU-Berlin; **Simone de Angelis**, Zentrum für Wissenschaftsgeschichte, Universität Graz.